

Du darfst dich freuen!

Vom 22. bis zum 24. September 2017 fand die alljährliche Herbsttagung in der Klostermühle der Fackelträger Deutschland mit Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein statt. Freitag Abend finden sich beachtlich viele Gäste im Speisesaal der Klostermühle ein, die Atmosphäre ist gelassen, fröhlich, familiär, nicht der typische modern-kalte Tagungsstil, sondern vertraulich. Und sehr schnell merkt man, dass auch die Vorträge da wunderbar hinein passen. Thema: „Euer Herz erschrecke nicht!“ Wie gehen wir Christen mit Freude um, was bedeutet für uns Christen Freude, oder was beinhaltet sie für uns? Ausgangspunkt und zugleich roter Faden boten uns die Abschiedsreden Jesu in Johannes 13 bis 17.

Freitagabend beginnt mit einem Aufriss der Problematik und dem Einstieg in die Tradition der damaligen Abschiedsreden und wie sie sich exemplarisch in Joh 13-17 niederschlagen.

Wie gehen wir als Christen im Angesicht von Trauer, von Schmerz, von Verzweiflung und von Verlust, was es alles zu Genüge in unserer Welt gibt mit Freude um? Die Antwort Ecksteins lautet: „Es geht um die Antwort des Evangeliums!“

Wie sieht die Situation der Jünger aus? Sie stehen kurz vor dem Ende ihrer gemeinsamen Zeit mit Jesus, wissen das aber noch nicht genau. Sie stehen kurz vor einer Zeit, die sehr viel Leid und Zerstörung mit sich bringt, mit unter auch die des Tempels in Jerusalem. In diese Zeit spricht Jesus die Worte von Abschied, Nachfolge und Zukunftserwartung.

Dann ein gutes Stück später: Wie sieht die Situation der Gemeinde aus, an die Johannes sein Evangelium richtet? Sie stehen vor den Trümmern ihres einst so florierenden geistlichen Lebens, sie sind verfolgt, verlassen und – allein? Wo ist Jesus in dieser Zeit? Wieso musste es soweit kommen? Und Johannes erinnert sie mit seinem später abgefassten Evangelium an die Zeilen Jesu, die er schon davor längst gesprochen hatte, aber heute, wie damals, volle Wirkung erzielen. Dafür spricht allein schon die Tatsache, dass Johannes ca. die Hälfte seines Evangeliums nur auf die letzten paar Wochen des Lebens Jesu verwendet. Was tun wir in der Situation des Abschieds? In der Situation des Allein-Seins?

Oder – wie Eckstein die Frage formulierte – Wirkt meine Hoffnung eigentlich in meiner jetzigen, ganz persönlichen Gegenwart oder außerhalb? Lasse ich mich von meiner eigenen Hoffnung noch beeinflussen? Oder steht sie irgendwo am Ende der Zeit, wie bei Marta in der Unterhaltung mit Jesus in Joh 11, 21.22: „Herr wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Aber auch jetzt weiß ich: Was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“ „Jetzt weiß ich“ – diese Aussage impliziert einen Funken Hoffnung, der unmittelbar zu wirken scheint, Marta weiß es jetzt. Nicht nur zeitlich in diesem Moment, sondern jetzt in ihrem Leben. Antwortet ihr Jesus (V23): „Dein Bruder

wird auferstehen.“ und Marta antwortet (V24): „Ich weiß wohl, dass er auferstehen wird – bei der Auferstehung am Jüngsten Tage.“ „Am jüngsten Tage“ – das ist nun wirklich weit weg. Die Hoffnung der Auferstehung, die Marta in sich trägt ist bis an den äußersten Zeitpunkt geschoben, er ist nicht mehr real in ihrem gegenwärtigen Leben vorhanden. Und was sagt Jesus? „**Ich** bin die Auferstehung und das Leben.“ Ich. Ich der ich jetzt da bin, ich der ich jetzt bei dir bin, ich der ich jetzt lebe und die Macht habe. Ich bin da. Ich bin jetzt. Das ist Hoffnung, die sich nicht nur jeder Christ wünscht.

Es ergeben sich für Johannes nun drei Möglichkeiten: Entweder er versucht von der Zukunft ein liebliches Bild zu malen, oder er spricht Mut und Trost in die jetzige Situation, oder aber er erinnert an das Versprechen Jesu. Dieser letzte Aspekt birgt ungeahntes Potenzial und doch ist es ein Prinzip, das im Alltag – oft unbewusst – angewandt wird. Man geht in schwierigen Situationen so weit in seiner eigenen Biographie zurück, bis man an einen Punkt gelangt, an dem man Hoffnung, Sicherheit oder Zuversicht hatte. Dabei darf man nicht nur die schönen Erinnerungen immer und immer wieder aufkochen, das würde bedeuten, sich von der Zukunft abzuwenden. Das birgt die Gefahr, sich im Moment zu verlieren und der Augenblick kennt keine Zukunft. Die hoffnungslosen, schwierigen Situationen sind meistens die, aus denen wir am meisten lernen. Jedes schlimme Erlebnis hat seine Zeit, aber Glück braucht keine Zeit, wir alle kennen das Phänomen der schneller verrinnenden Zeit, wenn es uns gut geht. „Deshalb brauchen wir im Himmel auch keine Uhren, da sind wir glücklich“ - so Eckstein. Aber diese letzte der drei Möglichkeiten birgt die ersten zwei eigentlich in sich. Ich erinnere mich zurück, transferiere in die Gegenwart und blicke in die Zukunft. Die Frage steht im Raum, wie ich eigentlich auf meine eigene Vergangenheit schaue, mit welcher Brille – die schwarz malerische oder die voll Eierkuchen – ich sie anblicke und hierbei gilt interessanterweise: Es geht uns so, wie wir uns wahrnehmen. Welches Potenzial steckt in dieser Rückschau, sowohl für die Gegenwart als auch für die Zukunft!

Mit diesem Schema also arbeitet nun Johannes und stellt zuerst einmal ein nachvollziehbares Szenario für seine Gemeinde da. Er beschreibt die Situation des Verlustes anders, und zwar der Jünger, die ihren Meister verlieren, es entsteht eine gewisse Parallelität, ein gewisses Identifikationspotenzial. Wenn ein Mensch verloren geht, dann wird die Liebe auf die Probe gestellt, so Eckstein. Denn rational gäbe es für uns keinen Grund zu trauern, da gerade wir Christen die Hoffnung haben, dass es dem Verstorbenen jetzt besser geht. Was also betrauern wir? Unseren eigenen Verlust. Und das ist auch in Ordnung so. Denn wenn wir unseren Verlust betrauern, lassen wir los. Die Liebe kann das, die Liebe erachtet sich selbst als nicht so hoch, wie den anderen. Den eigenen Verlust beweinen ist zum einen egoistisch, aber es ist auch ein Zeichen des Loslassens auf der einen Seite und der Wertschätzung auf der anderen Seite. Was hat uns dieser Mensch bedeutet, wenn ihn zu verlieren uns so schmerzt? Und dann kommt da die Hoffnung alles loslassen zu

können, weil wir am Ende auch da sein werden. Die Hoffnung, dass wir nicht danach greifen müssen, sondern es am Ende geschenkt bekommen, dass wir uns nicht fest daran klammern müssen, aus der Angst vor Verlusten, sondern loslassen können in der Hoffnung des Wiedererlangens. Und da fällt auch die Vergangenheit hinein. Das Sprichwort von der Vergangenheit eingeholt zu werden ist bekannt. Wir müssen uns also nicht zusätzlich an ihr verklammern, das kommt ganz von selbst. Und in diesem Szenario, in dieser Verlustsituation der Jünger sagt nun Jesus „Ihr sollt euch freuen!“ Und damit meint er nicht, mit einem hoffnungsvollen, vom weinen noch nassen Auge in die Zukunft blickend mit der Hoffnung „Am Ende wird alles gut“, sondern jetzt! Was Jesus verspricht, ist jetzt da.

Aber was verspricht denn Jesus und was kann ich damit anfangen? In der Bibel zeichnet sich eine gewisse Tradition des Abschieds ab, die Jesus – wie so vieles andere – neu definiert. Im alten Testament zum Beispiel erinnert in 1. Könige 2 David kurz vor seinem Tod daran: „halte dich an die Thora!“ Der Nachfolger soll sich an diese Weisung, diesen Weg zum Leben halten, er gibt ihm etwas an die Hand, was die leitende Rolle übernimmt, wenn der Mensch verloren geht. Allerdings steht da auch, David geht den Weg „aller Welt“ - Jesus tu das aber nicht! Was sagt Jesus? „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ (Joh 14,1). Doch was ist Glaube? Eckstein sagt dazu: „Der Glaube ist kein Mittel zur Erleichterung des Lebens.“ Der Glaube ist kein Schmerzmittel, das plötzlich alles sehr viel erträglicher macht, weil es den Schmerz einfach abblockt. Der Glaube fordert uns: Glaube ist zum einen Gehorsam, zum anderen Beziehung. Diese beiden münden in dem Glauben als Weisheit. Weisheit ist in die Tat umgesetztes, aus der Beziehung heraus begründetes Wissen. Und das steht über dem Schmerz, das macht ihn nicht mundtot, er bewegt sich auf einer anderen Ebene. Der Schmerz tritt auf, tut weh und verschwindet. Es ist wahr, er kann von Zeit zur Zeit unglaublich lange und scheinbar nicht endend andauern. Aber der Glaube ist ewig, weil Gott ewig ist. Mein Schmerz, meine Trauer, aber auch meine Freude, meine Euphorie ist alles Gott untergeordnet; ich kann in zwei Jahren, in zwei Monaten, ja sogar in zwei Wochen ein komplett anderer Mensch sein. Gott ist das nicht, Gott war, ist und wird auf ewig der selbe sein. Die Frage ist, wie ich ihn, wie ich mich wahrnehme, bzw. welche Perspektive ich für meine Wahrnehmung wähle – meine zeitliche, an Umstände gebundene, oder die ewige des himmlischen Gottes. Es wird uns hier ein Blick aufgetan, den wir von uns aus selbst nicht sehen können, aber er wird uns von oben geschenkt! Und wie weit dieser Blick doch reicht, wie klar die Sicht ist! Meine Gefühle sind diesem Blick untergeordnet, im Glauben zu wachsen bedeutet darin zu wachsen, mit Gottes Realität zu leben, nicht ungeachtet, aber meiner eigenen aktuellen Situation übergeordnet.

Was haben wir nun von diesem Blick? Er ist wie ein Fenster in die Zukunft, durch das wir hindurch schauen dürfen, der Blick in die Zukunft, auf die Verheißung, auf die Hoffnung ist schon frei, bevor die Probleme eintreten können! Jesus gibt seinen Jüngern schon jetzt den Ausblick, dass die

schwierigen Probleme, die kommen werden, eben nicht ausweglos erscheinen. Er gibt uns die Zuversicht, dass die Zukunft eben nicht ungewiss ist, sondern er ist dort und er hat uns schon jetzt eine Wohnung bereitet, er wartet! Um es kompliziert auszudrücken: Meine vollkommene Identität ist schon jetzt bei Gott in der Ewigkeit. Wir haben schon jetzt Anteil an dieser Ewigkeit, sie ist für uns real und nicht einfach nur eine fadenscheinige Einbildung, die irgendwann in der Zukunft auf uns wartet, sie ist mit Jesus in uns. Jetzt. Denn nicht mehr ich, „sondern Christus lebt in mir.“ (Gal 2,20)

Aber wie lebt Christus in uns? Die Bibel erzählt uns schon ganz am Anfang, dass wir als das Ebenbild Gottes geschaffen sind. Nicht als Abbild, sondern als Ebenbild, hier besteht eine Verwechslungsgefahr. Das griechische εἶκον ist ein sichtbarer Ausdruck einer unsichtbaren Kraft, so wie Licht ein sichtbarer Ausdruck des unsichtbaren Stroms ist und wir sollen das Licht der Welt sein. Manch einer wird sich jetzt fragen, ob wir das überhaupt können – können wir dieses Licht sein? Die Antwort: „Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge unmöglich.“ (Mt 19,26) Das mag jetzt dem ein oder anderen zu leicht vorkommen, aber warum nach einer komplizierten Lösung suchen, wenn die simple auf der Hand liegt? Wohlgemerkt: simpel, nicht leicht oder einfach. Das Licht in der Glühbirne hat nichts dafür getan, dass es leuchtet, das macht der Strom, ohne irgendein Zutun des Lichts. Allerdings braucht das Licht die Glühbirne, um sichtbar zu werden, es braucht einen Raum, um sich entfalten zu können. Den Strom, gibt es ohne die Birne, aber das Licht muss einen geeigneten Raum finden oder schaffen um den Strom zum leuchten bringen zu können. Haben wir diesen Freiraum in uns? Sind wir der heilige, großräumige Tempelraum unseres Leibes, den es zu bewahren gilt? „Christus in mir“ bedeutet nicht, dass ich meine eigene Persönlichkeit aufgeben muss, sondern dass sie in Beziehung zu meinem Schöpfer erst zur vollen Geltung kommt und nicht alleine. Glaube bedeutet nicht meine Leistung, das oben erwähnte umgesetzte Wissen, diese Weisheit muss nicht Leistung sein. Sie kann dazu verkommen, aber das ist nicht ihre ursprüngliche Absicht. Was geht dieser Weisheit voraus? Gehorsam und Beziehung; Glaube bedeutet Beziehung, bedeutet Einheit: erst in dieser Einheit kommt die Symbiose zur Entfaltung und davon habe ich mehr, als wenn ich Egoist bin. Und auch hier lebt uns Jesus etwas vor: „Ich habe nur einen Wunsch: den Vater zu verherrlichen.“ Jesus macht uns deutlich, zeigt uns, was Demut heißt. Demut heißt nicht, sich selbst verachten, sich abzuwerten oder unnötig herunter zu spielen. Demut heißt sich richtig in dieses Verhältnis von Über- und Unterordnung zu stellen und dadurch erst voll zur Geltung zu kommen. Denn Eckstein: „Was gibt es größeres als dass der Himmel sagt, ich habe mich durch dich verherrlicht.“?!

Zum Schluss gibt uns Jesus dann noch etwas handfestes an die Hand: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (Joh 15,5) Mit der Frucht ist es wie mit dem Licht: die Frucht tut nichts dafür, dass sie

wächst, außer dass sie am Weinstock, an ihrer lebensspendenden Kraft hängen bleibt. Das unterscheidet sie auch vom Werk; eine Frucht muss wachsen, langsam reifen, ist passiv, enthält aber auch Samen, enthält den Segen, den sie weitergeben kann. Und in diesem Samen ist auch schon wieder die Anlage für weitere Früchte gegeben. Das ist, was Jesus meint, wenn er sagt: „Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.“ (Joh 4,14) Wenn man sich das hohepriesterliche Gebet Jesu anschaut, das die Abschiedsreden abschließt, merkt man, dass genau das eine zentrale Bitte ist: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“ (Joh 17,20.21). So sieht Raum schaffen aus, es ist das bleiben an Jesus, an seinem Wort und dadurch zu lieben befähigt zu werden. Dabei ermöglicht das eine das andere in einem sich im Kreis drehenden Zyklus: am Wort zu bleiben, es zu lesen, es zu verstehen versuchen, uns davon persönlich ansprechen zu lassen ermöglicht uns an Jesus zu bleiben. An Jesus zu bleiben, ihm begegnen zu wollen, ihm nachfolgen zu wollen, ermöglicht uns zu lieben. Und diese Liebe treibt uns wieder in sein Wort, wo wir über diese Liebe lesen, sie finden und sich uns zusprechen lassen können. Und Raum schafft Freiheit, schafft Freiraum, schafft Freigeist. Dabei ist das Paradox ja gerade, Freiheit im Glauben bedeutet, gerne und immer lieber auf Gott angewiesen zu sein, sich gern und frei für diese Abhängigkeit zu entscheiden, weil sie Freiheit schenkt. Also lasst uns freuen, denn wir dürfen es, wir können es, wir sind dazu frei!